

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 2 (1907-1908)

Heft: 13

Artikel: Neue schweizerische Bücher

Autor: Schmid, F.O.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-747873>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Neue schweizerische Bücher.

Von F. D. Schmid.

I.



Die Publikation, die ich hier an erster Stelle nennen möchte, ist das zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum des Lesezirkels Göttingen herausgekommene Prachtwerk: „Leben und Taten des Lesezirkels Göttingen“, erzählt von Hedwig Bleuler-Waser. Von der eminenten Bedeutung, die diese große Gesellschaft Gebildeter im kulturellen Leben der Schweiz besitzt, von ihrer vielfachen Anregung und zielbewußten Propaganda auf allen Gebieten geistiger Tätigkeit, vornehmlich auf dem der Literatur, haben wir hier schon oft mit hohem, aber durchaus berechtigtem Lobe gesprochen. Das vorliegende Werk gibt uns nun einen Einblick in das Werden und Wachsen des Lesezirkels von seinen ersten höchst bescheidenen Anfängen an, bis zu der allmählichen großen Ausdehnung, die er heute hat. Man glaube aber nicht etwa, nur eine trockene Aufzählung von Daten und Geschehnissen zu finden. Die Verfasserin hat es im Gegenteil verstanden, in ungemein dichterischer Weise den an und für sich so schwerflüssigen Stoff zu beleben und den meisten Kapiteln eine Frische und Anschaulichkeit, eine Fülle von Farben und Tönen zu geben, um die mancher große Biograph die Autorin beneiden könnte. Als Beleg wollen wir hier eine Stelle aus dem ersten Kapitel hinsetzen, in der zugleich die großen Verdienste des Hauptgründers und fast ausschließlichen Präsidenten des Lesezirkels, Dr. Hans Bodmer, und die seiner Familie gewürdigt werden.

Die Ehre des allerersten Einfalls einer Lesezirkelgründung, gebührt dem — ältern Mitgliedern des Lesezirkels wohlbekannten — Wilfried Treichler (Sohn des vielgenannten, kürzlich verstorbenen Politikers und Staatsrechtslehrers), der, trotz großer Neigung zu den schönen Wissenschaften, doch allerlei hindernder Umstände wegen sich nicht nach dieser Richtung hin hatte ausbilden dürfen, ebensowenig wie sein Freund Hans Bodmer.

Dieser war es dann, der den Keim jener Idee aufnahm, ausbildete, unser Lesezirkelkindlein zur Welt beförderte, pflegte und erzog, aufs Tatkräftigste unterstützt von allen seinen Angehörigen, dem Vater, der Mutter, den Schwestern, ganz besonders auch dem ihn trefflich ergänzenden jüngern Bruder Hermann, dem Zukunftspräsidenten — kurz der ganzen Familie, ohne deren verständnisfrohes strahlende Seldwyler Gesicht man sich den Lesezirkel gar nicht denken mag. Wäre dieser doch schon damals so besonnen gewesen, einen Photographen in das trauliche rebenumrankte Häuschen an der Gemeindegasse zu schicken, um die ganze „Gründerfamilie“ in ihrer Tätigkeit aufzunehmen: Das Vatterli mit besorgter Miene ob dem Rechnungsbüchlein des Vereins grübelnd, die eine

Schwester mit dem Heften der Zeitschriften, die andere mit dem Schreiben der Titel beschäftigt, der ältere Bruder den „Lesestoff“ einordnend, der jüngere die fertigen Mappen ins Schöpflein hinter dem Hause tragend, wo sie auf einem alten Schlitten für das Ausläuferkind zum Abholen bereit gelegt wurden. — Man hat so oft als besondern Vorzug des Lesezirkels seinen familiären Zug hervorgehoben, die umsichtige Herzlichkeit, mit der für alt und jung gleich darin gesorgt wird — wie hätte das anders sein können bei einem Verein, der im eigentlichsten Sinne des Wortes aus einer Familie herausgewachsen ist? Wer auch alles den Lesezirkel aufbauen und einrichten half, wie man in einem Schweizerdialekt sagt: „bödmélet“, das haben ihn die Bodmers; dies soll ihnen unvergessen sein.

Zu dieser reizvollen und abwechslungsreichen Behandlung des Stoffes kommen noch eine Menge von eingestreuten Bildern, Autogrammen usw., so daß das prächtig ausgestattete Werk ein ungemein genußreich zu lesendes Buch von echt dichterischen und künstlerischen Qualitäten darstellt.

Weit weniger erfreulich als das eben besprochene war für mich das neueste Werk Karl Spittelers „Die Mädchenfeinde“.

Eine Kindergeschichte nennt sie der Verfasser und von Kindern handelt sie auch, von acht- und neunjährigen, aber eine Kindergeschichte ist es doch nicht. Denn was diese Kleinen sagen, das ist so unkindlich wie möglich, sie klügeln und rechnen im Gegenteil wie Große. Die Situationen und Gespräche sind zum größten Teil auf rein reflexivem Wege zusammengetragen und das Natürliche und Ungezwungene, das ja gerade für uns große und berechnende Verstandesmenschen das Reizvolle und Entzückende am Kinde ausmacht, fehlt ihnen fast ganz. Von den fast auf jeder Seite aufzuzeigenden Beispielen nur eins:

Der neunjährige Gerold und der achtjährige Hansli kommen dadurch, daß sie einem Dragoner nachgelaufen sind, in Gefahr, die Post zu verfehlen, mit der sie heimfahren sollten. Da sie sie noch von weitem erblicken, laufen sie ihr nach.

Da findet sich folgende Stelle:

„Zu spät!“ jammerten ihre Herzen.

Gerold stellte den Lauf ein und hielt dem Bruder eine Ansprache: „Jetzt nur eines nicht, nur ja nicht hitzig nachlaufen, nachdem es doch einmal zu spät ist; das wäre das Unvernünftigste, was ein Mensch in solchem Falle tun kann. Denn sonst geschieht unfehlbar folgendes: Sowie der Postwagen merkt, daß man ihm nachläuft, so bleibt er absichtlich stehen, bis man ihm ganz nahe gekommen ist, dann auf einmal fährt er im letzten Augenblick höhnisch davon und je mehr man sich darüber ärgert, desto mehr freut es ihn. Den Gefallen wollen wir ihm nicht tun. Also nur ganz ruhig und gemächlich im Schritt gehen, es kommt auf das Nämliche hinaus.“

Nun gehen sie langsam weiter und da sie dem Wagen näher kommen, fangen sie wieder an zu laufen.

Da tönte ein Posthorn und klatzte eine Peitsche, und wackelnd reiste der Postwagen in die Weite.

„Siehst du ihn jetzt, siehst du ihn, den gelben Salamander, den verschmitzten?“ knirschte Gerold, „was habe ich dir gesagt? Sobald wir anfangen zu rennen, so lachte er mit dem Schwanz und troddelte höhnisch davon. Wären wir ruhig im Schritt weiter gegangen, so hätten wir ihn überrascht.“ Und in seiner Wut schleuderte er dem heimtückischen gelben Betrüger seinen Säbel nach.

Hansli spottete über diese ohnmächtige Strafezekution. „Du bist genau so verrückt wie Kerges, als er das Meer peitschen ließ.“

„Das wäre das Unvernünftigste, was ein Mensch in solchem Falle tun kann,“ sagt Gerold wörtlich. Und Hansli, der achtjährige Bengel, der kaum lesen und schreiben kann, kommt mit Vergleichen aus der persisch-griechischen Geschichte. Sprechen und klügeln Kinder so? Nein! Ich kenne auch geistig sehr vorgeschrittene und hochentwickelte Kinder, aber deren Logik und Ausdrucksweise ist ganz anders, ist bei aller Geistesheit wirklich kindlich und natürlich und nicht eine vom Erwachsenen ins Kindliche übertragene Schablone. Man braucht übrigens nur die Kindergeschichten eines Otto Ernst, Emil Strauß, Hermann Hesse, Meinrad Lienert u. a. mit der Spittellers zu vergleichen, um sofort den großen Unterschied herauszufühlen. Der Dichter hat nicht mit hellen Augen die Kinder selbst in ihrem Tun beobachtet, er hat sich, meinem Gefühl nach, einfach an den Schreibtisch gesetzt mit dem Vorsatz eine Kindergeschichte zu schreiben, und darum ist sie auch so papieren und konstruiert herausgekommen.

Daß das Buch auch einzelne Feinheiten und gut beobachtete Stellen aufweist, soll nicht bestritten werden, aber in seiner Gesamtheit bildet es keine sehr erfreuliche Erscheinung in Spittellers Schaffen, und man müßte fast an eine Abnahme seiner dichterischen Kraft glauben, wenn man nicht wüßte, daß die „Mädchenfeinde“ schon 1890 entstanden sind und damals, wenn ich recht berichtet bin, im Feuilleton einer schweizerischen Zeitung erschienen. Spitteler hat diese Kindergeschichte zu jener Zeit wohl selbst nicht einer weiteren Veröffentlichung wert erachtet. Ob heute nun wohl der seither erlangte große Name die Unzulänglichkeit von damals decken soll? Ich weiß es nicht, aber ich möchte hier wieder einmal gegen jene kritiklose Verhimmelung protestieren, die bei plötzlich berühmt gewordenen Menschen gewöhnlich einzutreten pflegt, die alles, was sie schreiben, als „tabu“ erklärt und die in der Regel auch schuld ist an diesen verunglückten Ausgrabungen. Welcher Sterbliche wäre stark genug, nicht alles, was er geschrieben mit unverhohlener Bewunderung anzuschauen, wenn er an allen Ecken und Enden zum Gott ausgerufen wird, und der Weihrauch in dichten feierlichen Wolken zu ihm emporsteigt, so daß er sich auf seinem Throne zuletzt selbst nicht mehr zu erkennen vermag? Die Jagd nach dem letzten Hosenkнопf bedeutender

Männer ist ja bereits sprichwörtlich geworden. Früher wurde sie aber nur bei den Toten geübt, heute bereits bei den Lebenden. Wie hoch ich selbst das große dichterische Talent Spittellers einschätze, das habe ich hier schon oft genug dokumentiert und hoffe, es noch oft tun zu können, aber gerade das macht es mir auch zur Pflicht, das als Mißlungen zu bezeichnen, was mir Mißlungen scheint.

Das stärkste und originellste der jüngern schweizerischen Erzählertalente ist wohl der Basler Jakob Schaffner, der auf seinen gemütvollen Roman „Irrfahrten“ vor kurzem den Novellenband „Die Laterne“ (Verlag von S. Fischer, Berlin) folgen ließ. Es liegt etwas durchaus Eigenes und köstlich Ursprüngliches in diesen Erzählungen, und was man so die „persönliche Note“ nennt, tritt schon auf der ersten Seite sehr ausgesprochen hervor, wenn auch das Naturburschenhafte im sprachlichen Ausdruck hin und wieder etwas stark unterstrichen scheint. Die Novellen dieses Bandes tragen einen verschiedenen Charakter. In Erzählungen wie „Grob Schmiede“, „Agnes“, „Der Altgeselle“ bleibt Schaffner auf dem Gebiet der Idylle, des im engen Kreis Lebendigen, für dessen Darstellung er schon in seinem Erstlingsroman eine starke Fähigkeit gezeigt hatte. Das Kleinleben, wie es sich etwa in abseits von der großen Heerstraße gelegenen Ortschaften abspielt, weiß er ganz vorzüglich und in allen seinen Nuancen zu schildern. Man merkt ihm das Behagen an dieser Schilderung förmlich an, ein Behagen, das ihn dann allerdings hin und wieder zu einem allzubreiten Ausspinnen des Stoffes verleitet, was auf die Dauer etwas ermüdend wirkt.

Viel kürzer und knapper sind dann Erzählungen, wie „Die Begegnung“, „Der Kilometerstein“, „Die Eschersche“ gehalten. Schaffner verläßt hier das Gebiet des Idyllischen, Gemütvollen und gerät dann manchmal fast ins Bizare. Es liegt etwas Schwüles, Beklemmendes in diesen kurzen Geschichten, die einen in der Ausdeutung und Darstellung des Psychologischen stark an die französischen Naturalisten erinnern. Mit welcher sicherer und bewußter Künstlerschaft der Dichter aber auch hier gestaltet, das zeigt die im nachstehenden abgedruckte Novelle „Die Begegnung“, in der die in der Luft liegende schwüle Gewitterstimmung mit dem Halbdunkel und dem dumpfen Krampf in dem verrückten Schulmeistergehirn so meisterhaft in Eins verwoben ist, daß man von Anfang bis zum Ende nicht aus dem Bann dieser seltsamen Geschichte herauskommt.

So darf man Schaffners weiterer dichterischer Produktion mit großen Hoffnungen entgegensehen.

Ein ebenfalls eigenartiges, wenn auch nicht so starkes Talent wie Schaffner ist sein Landsmann Hermann Kurz, der seinem Erstlingsroman „Die Schartenmättler“ nun einen zweiten, „Stoffel His“ (Verlag von Wiegandt & Grieben, Berlin), folgen ließ.

Hat Schaffner die „persönliche Note“ in sehr ausgesprochenem Maße, weil sie in seinem Talent von Anfang an begründet liegt, so sucht Kurz noch sehr oft darnach, wobei aber die Absicht nur zu deutlich hervortritt und dem Dargestellten den Stempel des Erzwungenen und Gesuchten aufdrückt. Dann fehlt vielfach noch die künstlerische Konzentration und weise Beschränkung bei der Gestaltung des Stoffes. Das Episodenhafte herrscht vor, Episoden die an und für sich ganz hübsch sind, aber für das Ganze nicht viel besagen wollen, während dann wieder Geschehnisse und Erlebnisse, die im Interesse der Gesamtwirkung eine Ausgestaltung und Vertiefung verlangt hätten, ganz kurz und sprunghaft behandelt werden. Dabei scheint der Dichter noch nicht viele Farben auf seiner Palette zu haben. Das ganze Buch wird beherrscht von dem gleichen grauen Ton eines trüben Pessimismus, immer kehrt derselbe Refrain von Not und Elend wieder, in dem die üppig ins Kraut schießende düstere Lebensphilosophie des Verfassers ihren beredten Ausdruck findet.

Sehr zu loben ist dagegen der kurze knappe Stil und die gleiche Eigenschaften aufweisende Charakteristik. Dann trägt dieses Buch durchaus den Stempel des Wahren und innerlich Erlebten an sich, es ist ein Bekenntnisbuch von erschütterndem Ernst und läßt uns in menschliche Tiefen hineinblicken, wie sie nur ein Dichter darzustellen vermag. Und daß Hermann Kurz ein Dichter ist, das wird man ihm nach dieser zweiten Talentprobe nicht mehr abstreiten können. Was man ihm wünschen möchte, ist noch mehr künstlerische Selbstzucht und dann etwas mehr Sonne auf seinen Weg.

Im nächsten oder übernächsten Heft der „Berner Rundschau“ soll dann von den Novitäten die Rede sein, die ins Gebiet der ausgesprochenen schweizerischen Heimatkunst fallen.

